



© Peter von Felbert

Marica Bodrožić – Germany

Kirschholz und alte Gefühle (2012)

A Cherrywood Table

Publishing House **Luchterhand Literaturverlag**

Biography

Marica Bodrožić was born in 1973 in Svib, Croatia, in the former Yugoslavia. She moved to Germany at the age of ten and learned German, which she now sees as her “second mother tongue”. German also became her language for creating literature.

Bodrožić writes essays, novels, poems, and stories; works as a literary translator; teaches creative writing, among other places, in high schools and colleges; and has made a documentary film. Her novel, *A Cherrywood Table*, has received consistently favourable reviews from critics and readers, who called it, “a poetic work that thoroughly explores memory and remembrance.” Bodrožić, who lives in Berlin, has received many prizes and awards, including the Hermann Lenz Award in 2001, the 2008 Initiative Prize, the 2009 Special Prize for Outstanding Emerging Artists awarded by the Bruno Heck Prize Scholarship, the 2011 Liechtenstein Prize for Literature (Poetry Section), and the 2013 LiteraTour Nord Prize.

Synopsis

The civil war in the former Yugoslavia has robbed a young woman, Arjeta Filipo, of her homeland. When she finds some old photographs during a change of residence, she suddenly understands much of her own life story that had long seemed obscure. So Arjeta follows up once again the ruptures in her consciousness and her life—and the ruptures in the world.

Arjeta can dissociate herself from many things, but not from her grandmother’s table. Now she sits at this inherited piece of furniture in her new Berlin apartment and spreads out photographs over it that have come into her hands when she moved. Memories begin to surface, as if the cherrywood table offers up all the stories it bore witness to through the years.

There’s the besieged city, Istria, the sea of her childhood and youth, and her escapes at the beginning of the 90s that changed everything. But mostly it is about the time in Paris where she studied philosophy and started a new life in a new language—together with Arik, a painter she fell in love with against her will. Misha Weisband, an ornithologist, became her confidant, while Nadezhda, a physicist, is her closest friend. There is a secret that ties the two women together, but also separates them—a secret that only Arik knows and keeps for many years. Not until they both confront the blind spots in their inner lives do they manage to find their way to the truth.

Kirschholz und alte Gefühle

Marica Bodrožić

Heute habe ich fast alle Kisten ausgeräumt. In der Leere meiner neuen Wohnung ist noch nicht viel gesprochen worden. Die von Erinnerung freie Luft aus dem Vögelchenzimmer macht sich auch in den anderen Räumen breit. Manchmal scheinen sich meine Zimmer zu weiten. Seitdem ich hier wohne, denke ich immer wieder an das Meer. Je länger ich in der Lage bin zu schweigen, desto entschiedener reisen meine Ohren zum Meer, zurück zu den Orten am Meer, zu den Häusern am Meer, zu den Menschen am Meer. In der Erinnerung an das Meer strengt ich mich nie an. Es ist eine Reise ins Blaue. Innere des Wassers. Ohren, rauschen. Kein Knirschen. In den Knochen. Ich sehe Segelboote vor mir und kleine Fischerbarken. Netze, angefüllt mit dem nächtlichen Fang. Mein Kopf ist darüber so überrascht, dass der Druck vorne in meiner Stirn fast vollständig aufgehört hat. Das alte Pochen und Picken und Drängen, es ist Erinnerung. Bald wird es nur noch Ahnung sein, und ich werde mich im Zurückdenken anstrengen müssen, wenn ich wissen will, wie es damals war, mein Leben. Die Ohren hören das Meer. Sie hören es für mich, und ich werde durch mein Ohr dieser Klangraum, die sich stetig wiederholende Arbeit des Meeres. In der Tiefe der Stille kommen sie an der Küste an. Die Wellen. Ich spüre den Sand von früher zwischen meinen Zehen. Ich höre mich, höre meinen eigenen Atem, nach dem Einsatz des Meeres, in seinem Gleichklang, die unermüdliche Arbeit der Wellen und der Stille, die dann folgt, in meinen Ohren. In der Meeresstille habe ich keinen Namen. Bin ich. Noch nie vorher habe ich gehört, wie laut einem die Lunge das

Leben voratmet. Und ich frage mich, da alle Orte ein Ort in mir geworden sind, alle Zeiten eine Zeit in mir, ob ich es nun hier schaffen werde, in ihrem Verlangen weiterzumachen, in ihrem Tempo in die Zukunft zu gehen, ohne ihr zum Opfer zu fallen. Oder ob ich meiner Lunge etwas anderes beibringen, ihr Murmeln in mein Murmeln wenden muss, in meine ganz eigenen Wörter, die sie nicht kennt, nicht kennen kann, da ich dafür zuständig bin, sie ihr zu geben, über den Rand zu reichen, durch das Gatter, das unsere Berührungen darstellen. Die Reibung mit der Luft. Zittern. Beim Gedanken an die Weite des nach Innen verlegten Raumes, in dem es keine Landkarte gibt. Nichts, das mir den Weg im Dunkeln weisen würde. Und doch liegt genau darin eine Genauigkeit, die präzise mit meiner Lichtlinie verbunden ist. Das weiß ich. Da bin ich schon jenseits der Ahnungen. Auf eine immer gleiche Weise schiebt sich die Sonne in den Morgenstunden über die Fläche des Holztisches. Meine Küche, in der der Tisch steht, zeigt Richtung Osten. Der Tisch ist hier von Anfang an meine kleine Sonnenstation gewesen. Und wie jeden Morgen habe ich auch heute wieder als erstes meine Hände auf den Tisch gelegt, seine Wärme gespürt, bevor ich meinen Kaffee getrunken habe. Die Plastiktüten, die meine Mutter mitgebracht hat, habe ich nach dem Frühstück auf dem Tisch ausgeschüttet. Gestern Abend hatte ich Angst vor dem Durcheinander. Einen Moment lang spielte ich mit dem Gedanken, zur Mülldeponie zu fahren, alle Fotos aus den Tüten in einen großen schwarzen Sack zu stopfen und sie dort zu entsorgen. Aber dann stellte ich mir plötzlich vor, dass irgendein verrückter Künstler genau so etwas suchen würde, so etwas wie mein Leben, dass er dort vorbeikommen und die Fotos einfach aufklauben, sie zu seinem Eigentum, zu seinem Gedächtnis und am Ende zu irgendeiner Serie in seinem Werk machen könnte.

Dann wäre er der Erzähler unserer Sommermonate am Meer. Nicht ich. Die Fotos musste ich allein schon deshalb behalten. Oder verbrennen. Sie durch das lebendige Feuer gehen lassen. Aber das konnte ich ja immer noch machen. Bevor ich einschlief, beschloss ich, die Plastiktüten keinem Fremden zu überlassen, sie nicht aus den Händen zu geben.

Ich versuche, eine Ordnung in das Chaos auf dem Tisch zu bringen und die Fotos nach Jahren, Geburtstagen und Festen zu sortieren. Meine Mutter und ihr Blick sind bei mir. Sie sieht mir über die Schulter, schaut nach, ob ich mich gut um ihr Kodak-Brownie-Erbe kümmere. Der warme Tisch wird mein großes Passepartout, ein Rahmen für meinen lange aufgeschobenen Versuch, Mutter und ihren Augen gerecht zu werden. Worüber wacht sie in meiner Vorstellung? Meine Mutter hat mich vor ein paar Monaten in meiner alten Wohnung besucht, und ich habe sie endlich gefragt, warum sie mir immer die alten Fotos in Plastiktüten bringt. Lieblos zwingt sie unsere ganze Welt von früher in die Tüten. Ihre Antwort war bezeichnend. Sie hat alles auf das begrenzte Gepäck geschoben. Sie wolle kein Geld wegen dieser alten Sachen ausgeben. Außerdem war es die letzte Tüte. Sie wird mir keine Fotos mehr mitbringen. Ich sehe sie mir an, ihre Schnappschüsse haben schon einen leichten Stich ins Haselnussfarbene. Fotos aus einem ganz anderen Jahrhundert. Sie wirken koloriert und einem mir jetzt schon fremden Zeitmaß entsprungen, jenseits der Zeiger, die auf unseren Uhren die Stunden zählen. Das Haselnussfarbene sagt: Es ist für immer vorbei und wer bist du jetzt? Auf vielen Schnappschüssen trage ich die bunten Kleider, die mir meine Mutter angezogen hat. Ganz oft stehe ich zusammen mit meinem istrischen Freund Mateo unter einem Baum. Er lächelt und hat ein weißes T-Shirt mit blauen Streifen an. Mateo wollte schon damals

Philosoph werden, nicht Matrose, wie ich es gern gehabt hätte. Er hat gesagt, dass nur Idioten Matrosen werden, das hatte ich ihm aber nicht geglaubt. Kein Idiot kann so gut aussehen wie ein Matrose, sagte ich, und Mateo lachte, ich solle abwarten und später noch einmal mit ihm darüber reden. Das habe ich ihm versprochen. Aber als Erwachsene haben wir nie wieder darüber geredet. In Istrien erzählte er mir jeden Sommer von Diogenes in der Tonne. Und schon damals, ich muss ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein, versuchte meine Mutter, ihm beizubringen, dass es vielleicht gar keine Tonne war, in der der alte Grieche saß. Mateo ärgerte sich über sie. Er wollte einfach an der Diogenes-Tonne festhalten und fand es kleinlich, dass meine Mutter ständig auf ihre Übersetzungsidee zu sprechen kam. Sie ist rechthaberisch, sagte er dann, wenn wir unter den Bäumen saßen, die Hunde ihre Köpfe an unseren Füßen ablegten und mit ihren warmen Schnauzen unsere Zehen kitzelten. Mateo hat einige Jahre im Garten meiner Großmutter gearbeitet und so gab es keinen Baum, unter dem wir nicht irgendwann fotografiert worden wären. Jahrelang hat meine Mutter nichts über Mateo erzählt. Aber bei ihrem letzten Besuch redete sie nur noch über ihn, alles, was sie in der neuen Zeit als schmerzlich empfand, schien sich für sie in seiner Person zu bündeln. Ich weiß nicht, was von den Geschichten stimmt. Aber er hatte sie enttäuscht, das war nicht zu übersehen, wahrscheinlich gerade weil er Philosoph war, der einzige aus dem istrischen Dorf.

Die letzten zwei Wochen, die meine Mutter mit Nadeshda, Ezra und mir in Berlin verbrachte, redete sie beinahe ununterbrochen über Mateo und erzählte nichts über sich. Dabei hatte ich gehofft, dass sie sich dieses Mal nach all den Jahren des beharrlichen Schweigens öffnen und ich mehr über sie erfahren würde. Kaum dass aber die Rede nicht von Mateo

war, sprach sie vom kommenden Sommer, und ich befürchtete plötzlich, dass sie mich bitten könnte, sie in Istrien oder in der Stadt zu besuchen. Ich wusste nicht, ob ich die Kraft haben würde, um ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Aber als sie mich dann doch nicht fragte, war ich enttäuscht. Zugleich spürte ich ihre Scheu wie nie zuvor, bemerkte, dass sie wie ein Kind auf die Füße sah, wenn ihr ein Thema unangenehm war. Schon früher war es immer ihre Art gewesen, jede Lücke mit Geschichten zu füllen, die ihr plötzlich einfielen und die sie uns fast atemlos erzählte, als ginge es um ihr Leben. Nie wusste ich, wie viel sie von mir wahrnahm, doch darüber, dass ich nun in Berlin lebte, schien sie glücklich zu sein. Weißt du, sagte sie, du wirst nie erfahren, wie beharrlich Blut an Schuhen kleben kann. Und das sei mein größtes Glück. Ich war sprachlos. Wir sahen uns an, lange, ich brachte kein Wort heraus, aber als ich dann auf sie zuging und fast schon dabei war, sie zu umarmen, trat sie einen Schritt zurück und tat, als hätte sie es nicht bemerkt. Alles, aber auch alles hat sich verändert, sagte sie. Den Satz wiederholte sie mehrmals. Ich glaube, sie merkte es selbst nicht einmal, wie oft sie den Satz wiederholte. Er klang wie ein Mantra, aber es half ihr nicht. Mich überkam das Gefühl, dass sie genau wusste, wie sie mich von sich fernhalten konnte. Es war ein bestimmter Ton in ihrer Stimme, eine alte Höhe, aus der sie mich wie früher in der Kindheit mit den Augen ins Visier nahm. Wenn ich diese Tonlage hörte, schwieg ich, war wieder das gehorsame Mädchen, das keine Fragen stellte und das wartete, bis es angesprochen wurde. Zuerst dachte ich, sie rede von Berlin und dem Fall der Mauer. Ich wusste, dass sie in ihrer Jugend mit meinen Großeltern längere Zeit in Schöneberg verbracht hatte und sich ein wenig auskannte. Aber sie sprach nicht über Berlin, sondern über unser früheres Leben. Über

Jahre hinweg hatte sie, ganz anders als ich, mit ihren eigenen Augen gesehen, wie sich alles änderte, aber erst jetzt, und zum ersten Mal hier bei mir, schien sie in den fortwährenden Wiederholungen ihres Satzes zu verstehen, was in ihrem Leben unwiederbringlich verloren gegangen war. Statt den Verlust zu empfinden, erzählte sie wieder nur über Mateo. Schon morgens fing sie damit an. Kaum dass wir am Tisch saßen und Kaffee tranken, war sein Name mehrmals gefallen. Sie berichtete Nadeshda und mir von den Leuten, die mit Mateo in dem Sprachverein waren und sich jetzt alle hauptberuflich nur um die Korrektheit der Sprache kümmerten. Das setzte ihr besonders zu. Mateo sei unter den Sprachreinigern der ehrgeizigste und habe zu den Leuten gehört, die öffentlich arme Buchhändler beschimpften, nur weil sie Bücher in kyrillischer Schrift verkauften. Auf den Fotos, die auf dem Tisch vor mir liegen, sehe ich einen anderen Mateo, seine Augen leuchten so zeitlos wie nachdrücklich. Er hatte damals einen wachen Blick. Ich kann die Freude, die von seinem jugendlichen Gesicht ausgeht, nicht mit dem in Verbindung bringen, was meine Mutter erzählt hat. Meine Erinnerung trägt mich zurück zu den Sommern und den unzähligen Tagen, an denen wir unter den Bäumen saßen und stundenlang aufs Meer hinausschauten, zu den Möwen und auf die Wellen, die in unserer Vorstellung miteinander redeten. Das Meer verstand die Sprache der Möwen. Und die Möwen verstanden die Sprache des Meeres. Und wir sahen ihnen dabei zu und freuten uns, wenn Wind aufkam und über uns die Wipfel der Bäume zu hören waren, nirgendwo Stillstand, überall die pralle Bewegung.

A Cherrywood Table

Marica Bodrožić

Translated from the German by Gerald Chapple

I unpacked nearly all the moving boxes today. There hasn't been much talk yet in the emptiness of my new apartment. The memory-filled air from my tiniest room—I imagine it to be like a wee bird—suffuses all the other rooms. Sometimes my rooms seem to expand. Time and again I've turned my thoughts to the sea ever since moving here. The longer I'm able to remain silent, the more resolutely my ears travel to the sea, back to the villages by the sea, to the houses by the sea, to the people by the sea. I can bring the sea to mind without any effort. It's a mystery tour off into the blue. The interior of the water. Ears, rustling. No crackling. In my bones. I see sailboats before me, small fishing boats. Nets filled with the night's catch. Images that take my mind so utterly by surprise that the pressure in my forehead has let up almost entirely. The old pounding and hammering and pressing—it's all just a memory now. Soon to be a mere intimation, and it will be a strain to look backward if I try to comprehend what it was like back then, my life.

My ears hear the sea. They hear it for me, and I'm becoming that sound-space through my ear, becoming the sea's steady, repetitious moiling. In the depths of silence they come onshore, the waves. I sense the long-ago sand between my toes. I listen to myself and hear—after the sea's toiling—my own breath in the synchronized sea, in the indefatigable labor of the waves and the following silence, in my ears. In the silence of the sea I have no name. I exist. Never before have I heard

how lungs can draw breath so loudly before life does. And I ask myself—now that all places are one place in me, all times one time in me—whether I can manage to keep moving ahead at time’s urging, here and now, on into the future, following time’s tempo without falling prey to it. Or whether I should teach my lungs something new, to turn the murmuring of time into *my* murmuring, into words entirely my own that time does not know, cannot know, because I am charged with giving words to time, handing words over the edge, through the latticework that embody our contacts. Rubbing against the air. Trembling. At the mere thought of the vastness of the space now displaced inward, uncharted space. Nothing to lead me through the dark. And yet that’s exactly where an exactness lies, tied precisely to my beam of light. I know it. I’m way beyond intuitions or inklings.

The way the morning sun slides across the surface of the wooden table is always the same. The table is in my kitchen, which faces east. This table has been my little sun station here from the very beginning. And the first thing I do every morning—and I did it again today—is to lay my hands on the table, feeling how warm it is before finishing my coffee. Yesterday, after breakfast, I emptied out on the table the plastic bags my mother had brought. I was afraid of that messy pile during the night. I toyed with the idea for a moment of stuffing all the photographs from the bags into a big black garbage bag and getting rid of them at the dump. But I immediately figured that some crazy artist might be looking for something like that, a thing like my life; he could come along and simply pick up the pictures, declare them to be his property—his *own* memories—and turn them into a photographic series, part of his oeuvre. Then *he* would be the one telling the story about our summer months at the seaside. Not me. Reason

enough to keep the pictures to myself. Or burn them. Into the blazing bonfire to let go of them. Of course I could still do that anytime. I decided before going to bed not to abandon the bags to a stranger, not let them out of my hands.

I make a stab at organizing the chaos on the table and sort the pictures by year, birthday, and other celebrations. Mother and her gaze are right there beside me. She peers over my shoulder, checking to see if I'm taking proper care of her Kodak Brownie legacy. The warm table becomes my large mounting board, a framework for my long-postponed attempt to live up to mother's expectations—and that look in her eye. What's in my mind that makes her stand on guard? Mother paid me a visit at my old apartment a few months ago, and I finally asked her why she keeps bringing the old photos in plastic bags. She crams all our bygone world into those bags—no love lost. Her answer was typical. She blamed everything on baggage restrictions, said she didn't want to spend money on all those old things. Besides, that was the last bag. She wouldn't be bringing me any more photographs. I take a good look at them; her snapshots have already gone a bit hazelnut brown. Photos from a very different century. They come across as colorized, as though they'd jumped out of a timescale foreign to me, one from beyond our clocks and their hands that count out the hours. That hazelnut tint tells me, "It's gone forever, so who are you *now*?" Many of the snapshots show me wearing colorful clothes my mother dressed me in. I'm very often standing under a tree with Mateo, my Istrian friend. He's smiling and has got on a white T-shirt with blue stripes. Even in those days Mateo wanted to be a philosopher, not a sailor, which I'd have really liked. He said only idiots get to be sailors, but I didn't believe him. I said there's not one idiot as good-looking as a sailor, and Mateo

laughed, telling me to wait and see, we'd talk about it later. And I promised him I would. But we never did talk about it when we were grown-ups. In Istria he'd tell me every summer about Diogenes and his barrel. And even then—I must have been about five—my mother tried to knock it into his head that maybe what the ancient Greek sat in wasn't a barrel at all. Mateo was annoyed with her. He just wanted to stick with Diogenes and his barrel; he thought my mother was mean to keep harping on her idea that it was something else. When we would sit under the trees and the dogs lay their heads on our feet and their warm muzzles tickle our toes, he used to say she was bossy. Mateo had worked in my grandmother's garden for several years so there wasn't a single tree where our picture had *not* been taken at some point. My mother didn't mention Mateo for years. But the last time she came over, all she could talk about was him; everything giving her pain recently seemed to be concentrated in his person. I don't know what the truth was in her stories. But it was impossible not to recognize he was a disappointment for her, most likely because he was a philosopher, the only one from our village in Istria.

When my mother, Nadezhda, Ezra, and I were in Berlin, she went on about Mateo almost non-stop for our last two weeks there—but said nothing about herself. I was hoping that now she'd open up after all those years of stubborn silence and I'd find out more about her. But the conversation would barely have turned away from Mateo before she'd start talking about the coming summer, and I was suddenly afraid she'd ask me to visit her in Istria or the city. I didn't know if I would have the strength to carry out her wish. But when she did *not* ask me, I felt let down. At the same time I sensed her diffidence as never before, noticing how she looked down at her feet like

a child when she found any topic distasteful. It was her style from quite early on to plug any lull in a conversation with stories that popped into her head; she'd recount them almost breathlessly as if her life were at stake. I've never known how much she understood about me, but she seemed happy now that I was living in Berlin.

"You know," she said, "you're never going to find out how blood can really stick to your shoes. And that's the biggest piece of luck you'll ever have."

I was dumbfounded. We studied each other, for a long time; I couldn't utter a word, but then as I was walking toward her and about to give her a hug, she took a step backward, as if she hadn't noticed.

"Everything, and I mean everything, has changed" she said.

She repeated the sentence several times. I don't think she realized how often she repeated that sentence. It sounded like a mantra, but it didn't do her any good. The feeling came over me that she knew perfectly well how she could keep me at a distance. A certain tone of voice was an old, elevated vantage point for her eyes to get me in their sights just like in the past, in my childhood. Whenever I would hear her voice at that pitch, I'd fall silent—once again the obedient little girl who didn't ask questions and didn't speak until spoken to. I thought at first she meant Berlin, the fall of the Wall. I knew she'd lived with my grandparents in Schöneberg for a fairly long time when she was young, so she knew her way around a little. But she didn't mean Berlin; she was referring to our former life. Unlike me she'd seen with her own eyes how everything changed over the years, but only now—for the first time, at my place, and by saying that sentence over

and over—did she seem to realize what had been irretrievably lost in her life. But instead of feeling for her loss, she just went on and on about Mateo. She'd start up with it every morning. By the time we'd sat down at the table and were having our coffee, his name had already come up several times. She gave Nadezhda and me an account of the people with Mateo in the Society for Linguistic Purism; their main job was to enforce correct language usage. She said she was particularly worried because Mateo was the most ambitious of the language police and joined others in shouting abuse in public at poor little book dealers just because they sold books in Cyrillic. But I perceive another Mateo in the pictures on the table before me, with sparkling eyes that are ageless and compelling. His eyes were always on the alert back then. I cannot connect the joy emanating from his youthful face with what my mother was saying. My memory takes me back to the summers and countless days when we would sit beneath the trees and gaze at the sea for hours, at the gulls and the waves; we imagined they were talking to one another. The sea understood the gulls' language. And the gulls understood the language of the sea. And we watched them converse, delighting in the strengthening wind that let us listen to the treetops above; nothing standing still, everything powerfully in motion.



EUROPEAN UNION
PRIZE FOR LITERATURE

2013

Marica Bodrožić – Germany
Kirschholz und alte Gefühle

A Cherrywood Table

224 pp, 2012

Translations: The book has not been translated yet.
(*Last Update – September 2013*)

Publishing House **Luchterhand Literaturverlag – Random House GmbH**

Neumarkter Straße 28 – DE – 81673 Munich – Germany

Tel. +49 (0)89 41 36 0

Fax +49 (0)89 41 36 37 21

www.randomhouse.de/luchterhand

Contact: Publishing House – karsten.roesel@luchterhand-verlag.de

ISBN: 978-3630873954

EUPL / FEP-FEE – Rue Montoyer, 31 – B-1000 Brussels – T. +32 (0)2 770.11.10
info@euprizeliterature.eu – www.euprizeliterature.eu



Culture
Programme

ebf european
booksellers
federation




FEDERATION OF EUROPEAN PUBLISHERS
FÉDÉRATION DES ÉDITEURS EUROPÉENS